

Vorwort

Der von Pierre Nora für Frankreich entwickelte Begriff und das Konzept der „lieux de mémoire“ haben in den letzten Jahren viel Beachtung auch in anderen europäischen Ländern gefunden, vor allem in Deutschland. Hier erschienen nicht nur drei starke Bände über deutsche Erinnerungsorte sowie über Erinnerungsorte des Christentums und des Mittelalters, sondern es gab auch intensive theoretische Diskussionen, bis hin zu Doktorarbeiten, zum Konzept von Erinnerungsorten, seiner historischen Verankerung und Umsetzung. „Erinnerungsorte“ umfassen nicht nur Orte oder Bauwerke im engeren Sinne, sondern auch Ereignisse, Symbole, Begriffe, Materielles und Immaterielles, womit eine kollektive historische Erinnerung verknüpft sein kann. Diese Erinnerung kann eine lange Dauer haben, ist in politische, soziale und kulturelle Gemeinschaften eingebettet, wandelt sich aber, je nachdem, wie sie wahrgenommen, angenommen, abgelehnt („vergessen“), übertragen oder neu konstruiert wird.

Der vorliegende Band des Instituts für Geschichtliche Landeskunde stellt eine Auswahl sehr unterschiedlicher Erinnerungsorte im Lande vor. Während sich Prof. Dr. Stefan Weinfurter dem Dom zu Speyer widmet und Funktion, Memoria und Mythos dieses prächtigen Bauwerks, der Grablege der Salier, untersucht, setzt sich Prof. Dr. Wolfgang Schieder mit der Frage auseinander, wie der im Trierer Dom aufbewahrte „Heilige Rock“ zum Erinnerungsort wurde. Hierbei spielten vor allem die von der katholischen Kirche durchgeführten Wallfahrten eine entscheidende Rolle.

Um einen völlig anderen Erinnerungsort handelt es sich, wie Dr. Stefan Krolle darlegt, bei der „Jugendburg“ Waldeck im Baybachtal im Hunsrück, Heimstätte des Nerother Wandervogels, die zum Symbol des Aufbruchs der Jugend in Europa und ihres Strebens nach Freiheit vor 100 Jahren wurde und darüber hinaus seit den 1960er Jahren als exklusiver Ort von jährlich stattfindenden europäischen Chansonfestivals, geprägt von „*absoluter Meinungsfreiheit und Toleranz*“, internationale Bedeutung erlangte.

Am Beispiel des Betzenbergs in Kaiserslautern, einer unbedeutenden Anhöhe von 286,5 Metern, arbeitet Dr. Markwart Herzog anschaulich heraus, wie ein Fußballstadion zu einem Erinnerungsort werden kann. Hier bündeln sich individuelle und kollektive Erinnerungen an unzählige Stadionbesuche und Sportereignisse zu einem „kulturellen Gedächtnis“ – „die-

ses Gedächtnis wird durch Kommunikation hergestellt und konstituiert die Erinnerungsgemeinschaften des Sports“.

Anders, so Dr. Gabriele Clemens, stellt sich die Geschichte des Deutschen Ecks in Koblenz mit seiner Reiterstatue für Kaiser Wilhelm I. dar. Die Schaffung des Denkmals entsprang zunächst einmal patriotischen Gefühlen und der „*Aufladung des Rheins als nationales Symbol*“. Dieser Ort wurde daher auch von den Nationalsozialisten gerne für Propagandainszenierungen genutzt. Nach Kriegsende und Zerstörung des Denkmals zunächst als Mahnmal für die deutsche Einheit genutzt, erhielt der leere Sockel, nach jahrelangem Streit, 1993 unter großer Zustimmung der Bevölkerung sein Reiterstandbild zurück.

Als Beispiel für immaterielle Erinnerungsorte widmet sich Peter Krawitz in seinem Beitrag dem Thema „Anna Seghers und Carl Zuckmayer in der Erinnerung der Mainzer“. Er stellt gegenüber, wie unterschiedlich die beiden Literaten lange Zeit, bedingt durch ihre Persönlichkeit und ihre jeweilige Lebensgeschichte, in der Erinnerung der Mainzer verankert waren. Er kann jedoch aufzeigen, dass beiden heute ein würdiger Platz im kulturellen Gedächtnis der Stadt sicher ist.

Ich danke allen Referentinnen und Referenten, dass sie ihre Vortragstexte für diesen Band zur Verfügung gestellt und für den Druck bearbeitet haben. Der Dank gilt ebenso Prof. Dr. Peter Reifenberg, Direktor der Akademie des Bistums Mainz, und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die Fortführung der jahrelangen guten Zusammenarbeit und für die uns gewährte Gastfreundschaft im Ketteler-Saal des Erbacher Hofes und im Haus am Dom.

Herzlich zu danken ist nicht zuletzt Dr. Elmar Rettinger und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unseres Instituts, insbesondere auch den studentischen, für die hervorragende Organisation, Vorbereitung und Durchführung der Vorträge sowie Dr. Hedwig Brüchert für die Redaktion der Beiträge und die Vorbereitung für den Druck.

Mainz, im Juni 2015

Franz J. Felten

Stefan Weinfurter

Der Dom zu Speyer. Funktion, Memoria und Mythos¹

Im Jahre 1106, nicht lange nach dem Tod Kaiser Heinrichs IV., schrieb sein Biograph folgende Worte aufs Pergament: *„Ach Mainz, du hast deine Zierde verloren, weil du den Baumeister, der den Dom aus den Trümmern hätte wieder herstellen lassen, verloren hast. Hätte er so lange gelebt, bis er an den Bau deines Domes, den er schon begonnen hatte, letzte Hand hätte anlegen können, wahrhaftig, du könntest wetteifern mit jenem berühmten Dom zu Speyer, der zwar schon gegründet war, den er aber durch einen ans Wunderbare grenzenden Bau und durch die Steinmetzarbeiten vollenden ließ, so dass dieses Werk mehr als alle Werke der alten Könige gelobt und bewundert werden muss. Wer es nicht selbst sehen konnte, kann sich kaum vorstellen, welche Schätze aus Gold, Silber, Edelsteinen und seidenen Gewändern er diesem Dom hat zukommen lassen.“* (Vita Heinrichs, cap. 1). Soweit der Biograph Heinrichs IV. Wir sehen: Mainz und Speyer lagen um 1100 im Wettbewerb miteinander. Der Mainzer Dom war 1079 durch einen Sturm und dann 1081 mitsamt den Kirchen St. Johannes, St. Moritz und Mariengreden durch eine Brandkatastrophe in großen Teilen zerstört worden. Der Wiederaufbau ging schleppend voran. Mainz, *„der großen und mächtigen Stadt am Rhein“*, wie der Chronist Otto von Freising sie beschrieb (Otto von Freising, Gesta, Buch 1, cap. 13), fehlte in diesen Jahren gewissermaßen das Herz.

Ganz anders in Speyer. Dort war ein Dom entstanden, der alle Werke der alten Könige übertraf. Er wirkte wie ein Weltwunder, so klingt es im Überschwang der Lobeshymnen an. Dieser *„herrlich emporsteigende Dom“* (Vita Bennonis, cap. 21, Freiherr vom Stein Gedächtnisausgabe 22, S. 420) war freilich auch ungeheuer kostspielig. Kaiser Heinrich IV. habe, um die vielen Baukünstler, Zimmermeister, Maurer und Werkleute bezahlen zu können, jedes Jahr gewaltige Mengen an Gold, Silber, Geld und sonstigem Aufwand bereitstellen müssen (Herbord, Vita Ottonis ep. Bambergensis MGH Scriptorum 20, S. 765), ja oft sei ihm das Geld zum Weiterbau ausgegangen (Ebbo, Vita Ottonis, MGH Scriptorum 12, S. 825). Solche Nachrichten stellen uns vor Augen, dass selbst ein Kaiser nicht

1 Die Gestaltung des Vortrags, am 8. Januar 2013 im Erbacher Hof in Mainz gehalten, wurde vollständig beibehalten.

einfach einen solchen Bau befehlen konnte, sondern dass auch er die nötigen Mittel dafür erst einmal aufbringen musste – und der Dom zu Speyer war ein Millionenprojekt, wenn man nicht sogar noch höher greifen muss. Dass die Baukosten explodierten, ist nicht erst eine Erscheinung unserer Zeit.

Begonnen wurde der Bau in Speyer schon bald nach 1024, wahrscheinlich im folgenden Jahr, 1025. Der erste Herrscher aus dem Salierhaus wählte Speyer als ideell-geistliches Zentrum seines Königums. Das ist sehr bemerkenswert, denn wir werden darauf aufmerksam gemacht, dass im frühen 11. Jahrhundert der König seinen wichtigsten Repräsentationsbau nicht in einem Palast oder einer Kaiserpfalz suchte, sondern in Gestalt einer Kirche errichten ließ. In der Forschung wird immer wieder betont, dass die Könige und Kaiser dieser Epoche keine Residenz und keine Hauptstadt hatten. Das ist aber nur richtig, wenn man von modernen Vorstellungen eines Regierungszentrums ausgeht. In Wirklichkeit besaßen die Salier sehr wohl einen Mittelpunkt ihres Königums, eben in ihrem Dom in Speyer.

Zu diesem Zweck ließ Konrad nicht nur mit dem Dombau beginnen, sondern richtete auch die ganze Stadt auf diesen Dom aus. Sternförmig liefen die Straßen auf den Dom zu, und noch heute wirkt die Maximilianstraße in Speyer wie eine Prachtstraße zum Dom. Die ganze Stadt wurde umgebaut. Man weiß heute gar nicht mehr, wie der Vorgängerdом ausgehen hat, ja noch nicht einmal, wo er sich befunden hat. Die gesamte Stadt mit ihren damals ungefähr 500 bis 1.000 Einwohnern wurde neu konzipiert, und das Projekt spiegelt einen regelrechten Aufbruch wider, der vom neuen salischen König, Konrad II., eingeleitet wurde.

Der von ihm begonnene Dom war noch nicht so groß geplant wie derjenige, den wir heute sehen können. Das Langschiff war erheblich kürzer. Besonderer Wert wurde aber auf die Ausgestaltung des Ostteils der Kirche gelegt. Hier war von Beginn an der Platz für die Grablege Konrads II. vorgesehen. Die Grablege eines Herrschers sagt viel über dessen Vorstellung von der Ordnung der Welt und vom Wesen seiner Herrschaft aus. Konrads Vorgänger, Kaiser Heinrich II., hatte seine Grablege im Dom zu Bamberg vorbereiten lassen, *in media ecclesia*, was soviel heißt wie: auf der Mittelachse im Mittelschiff. In Bamberg waren alle Heiligen des Reiches versammelt, und vor seinem Grab hatte Heinrich II. einen Altar zu Ehren des heiligen Stephan errichten lassen. Stephan ist der erste Heilige, der erste Märtyrer, der – wie es in der Apostelgeschichte heißt – bei seiner Steinigung direkt in den Himmel auffuhr: „*Ich sehe die Himmel offen!*“, so sollen Stephans letzte Worte gelautet haben. Wenn man sich in seinem Schutz begraben ließ, dann hoffte man auf seine Hilfe beim Jüngsten Ge-

richt. Und das Jüngste Gericht wurde im Mittelalter immer erwartet, ganz besonders in den Jahrzehnten um das Jahr 1000. Wem es möglich war, der rückte in die Nähe des heiligen Stephan. Auch Erzbischof Willigis von Mainz baute damals das Stift St. Stephan, in dem er sich begraben ließ. Ebenso hatte der Dom zu Speyer den hl. Stephan neben der hl. Maria als Hauptpatron. In dieser Hinsicht hatte der Salierherrscher bestens vorgesorgt.

Im Unterschied zu seinen Vorgängern ließ Konrad II. aber nicht nur eine Grablege für sich, sondern für mindestens drei Grabstellen vor der Vierung seines neuen Domes anlegen. Der Platz umfasste etwa 4 x 5 Meter und befand sich auf der Mittelachse der Kirche, das heißt, auf der Linie, die auf den Altar zuführte. Das gibt uns den Hinweis, dass der Bau des Speyerer Domes von Beginn an achsendynamisch konzipiert war. Das war sonst durchaus nicht üblich. Die Dome von Mainz oder Worms betrat man von der Seite. Noch heute kommt man in Mainz in einen Raum, der im Osten und im Westen jeweils mit einem Chor ausgestattet ist, der einen wie ein Himmel umfängt und in den man gewissermaßen eintaucht, um die Gewalt und den Glanz der göttlichen Macht aufzunehmen.

Ganz anders in Speyer. Man betritt den Dom vom Westen her und wird – wie an einer Schnur gezogen – zum Allerheiligsten, dem Chor, geleitet. Davor war freilich die salische Kaisergrablege errichtet. Bevor man den Chor erreichen konnte, wurde man zur Saliergrablege geführt, die in der Anfangszeit keineswegs unter dem Boden lag, sondern ebenerdig errichtet war. Die Sarkophage der salischen Kaiser waren frei sichtbar aufgestellt.

Unmittelbar an die Grablege schloss sich eine außerordentlich eindrucksvolle Krypta an, eine der schönsten Krypten, die es überhaupt gibt. Sie ist bis heute weitestgehend im Originalzustand erhalten. Noch heute ist man fasziniert von der Schönheit und der Aura dieses Raumes, der zwischen 1025 und 1030 gebaut wurde. In einer unglaublichen Ausgewogenheit und Harmonie der Proportionen, der Gestaltung der Pfeiler, Kapitelle, Bögen und Räume entstand eine eigene Kirche, in der, wie man annehmen darf, von Anfang an die *memoria* des salischen Kaiserhauses in speziellen Gottesdiensten gepflegt werden sollte. Diese Krypta ist nicht nur ein Raum, sondern vermittelt sinnlich und atmosphärisch das innerste Wesen der Salierherrschaft. Wer sich hierhin begibt, hat heute noch das Gefühl, sogleich mit dem Königtum vor 1.000 Jahren in Verbindung zu treten. Dass die Zeitgenossen den Sinn dieses Raumes sehr wohl verstanden haben, zeigt sich an den Bauten der Ezzonen. Dieses mächtige Adelsgeschlecht am Niederrhein, das um die Mitte des 11. Jahrhunderts als Konkurrent um die Königswürde auftrat, hat die Speyerer Krypta in



*Konrad II. und seine Gemahlin Gisela,
vor der Majestas Christi niederkniend*

ihren Kirchen nachgeahmt. Dies erkennt man im Stift Maria im Kapitol in Köln und in der Krypta des Hausklosters Brauweiler westlich von Köln. Die Ezzonen wollten ebenfalls eine königliche Krypta vorweisen. Diese gehörte offenbar zum Nachweis des königsähnlichen Ranges.

Blicken wir nochmals auf die Grablege, die unter Konrad II. vor der Krypta angelegt wurde. Das Feld für die Gräber reichte, wie gesagt, für mindestens drei Sarkophage aus und sollte zumindest auch schon Konrads II. Nachfolger, Heinrich III., zur Verfügung stehen. Diese Beobachtung ist von außerordentlicher Bedeutung, denn sie liefert uns den Hin-

weis, dass hier nicht, wie bei den vorangehenden Herrschern, ein Einzelgrab geschaffen wurde, sondern eine Grablege für eine Königsdynastie, für die Dynastie der Salier. Das ist für das römisch-deutsche Reich ein sensationell neuer Vorgang. Denn damit wurde signalisiert, dass das Königtum auf dem Weg zu einer transpersonalen Größe war und dass damit auch das Reich sich zu einer eigenen Größe entwickelte. Wie ein Schiff weiterbesteht, auch wenn der Steuermann stirbt, so existierte – dieser Idee nach – auch das Königtum und mit ihm das Reich weiter, wenn ein König starb. So ähnlich soll Konrad II. selbst das neue Modell seiner Herrschaftskonzeption auf einem Hoftag in Konstanz 1025 erläutert haben (Wipo cap. 7). Der Dom zu Speyer wurde demzufolge ein Symbol für die Dauerhaftigkeit der politischen Ordnung. Heute würde man vielleicht sagen: Reich und Königtum erlangten eine Nachhaltigkeit, die im Speyerer Dom verankert wurde.

Das Besondere an dieser Entwicklung ist, dass bei der neuen Dynastiebildung nicht in erster Linie vom biologischen Anspruch her, sondern von einem transzendenten Ansatz her argumentiert wurde. Das bedeutet,

dass sich die Salier als Nachfolger des alttestamentarischen Königshausen sahen. Sie waren die Stellvertreter des himmlischen Königs und setzten in übertragenem Sinne die Genealogie Jesu Christi auf Erden fort. Dynastisches Denken wurde – und das halte ich für einen wesentlichen Hinweis – aus der himmlischen Verankerung heraus definiert. Bei Heinrich III., der 1039 die Herrschaft übernahm, kommt dieses Denken ganz besonders zum Tragen. Er sah sich als Postfiguration Christi im Königtum, so wie David die Präfiguration war. Alle gehörten sie zu der einen, gottgewollten Königsdynastie, die im Alten Testament ihren Anfang hat.

Dieses transzendente dynastische Denken hat sich besonders gut in den berühmten Herrscherbildern niedergeschlagen, die sich im Codex Aureus befinden. Es handelt sich um ein ungemein prächtiges, mit Goldtinte geschriebenes Evangeliar, das um 1045 im Kloster Echternach hergestellt wurde. Das erste Bild zeigt Konrad II. und seine Gemahlin Gisela, die vor der Majestas Christi niederknien und seine Verzeihung erflehen. Christus selbst, so wird hier zum Ausdruck gebracht, möge seine Stellvertreter auf Erden schützen. Auf dem anderen Bild sind Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes zu sehen. Im Hintergrund erscheint der Dom von Speyer. Heinrich erbittet die Gnade der heiligen Maria und überreicht ihr das prächtige goldene Buch als Geschenk. Dabei erfleht er Marias Segen, damit seine Gemahlin, die ganz offensichtlich schwanger ist, einen Nachfolger zur Welt bringen möge. Nur so konnte ja die gottgewollte salische Dynastie fortgesetzt werden – und bis dahin hatte er noch keinen Sohn.

Damit berühren wir einen überaus wichtigen Punkt: Die Patronin, neben dem Märtyrer Stephan die erste Schutzherrin des Speyerer Domes, ist



*Heinrich III. und seine Gemahlin Agnes,
die Gnade der heiligen Maria erbittend*

die heilige Maria. Sie hat Christus, den König der Könige geboren, und sie ist daher auch die Schutzmutter des irdischen Stellvertreters ihres Sohnes. Am 8. September 1024, dem Tag von Mariä Geburt, hat sich Konrad II. in Mainz daher zum König salben und krönen lassen. Maria sollte über das Wohlergehen des Königshauses wachen. Das ist auch der Grund, weshalb sich Heinrich III. in dem Bild im Codex Aureus an sie wendet und darum bittet, für den Weiterbestand der himmlisch-irdischen Königsdynastie zu sorgen. Maria wird in dieser Epoche zur transzendenten Mutter der Königsdynastie. Heute würde man vielleicht sagen: Sie wurde zu einem zentralen Verfassungselement der damaligen politischen Ordnung.

In der Folgezeit der salischen Epoche wurden diese Ansätze weiter gesteigert. Heinrich III. ließ den Dom erheblich vergrößern, vor allem wurde er auf 134 Meter verlängert, womit er damals zum größten Gotteshaus nördlich der Alpen aufstieg. Archäologische Befunde legen die Annahme nahe, dass damit auch ein regelrechtes Gräberfeld für das Königtum geschaffen werden sollte, das bis zur vierten Säule in das Hauptschiff ausgegriffen hat. Auch Bischöfe fanden hier ihre letzte Ruhe, und das heutige Bild der Grablege von Königen und Bischöfen vermittelt vielleicht einen ganz guten Eindruck davon, dass von nun an ein Gedächtnisort von besonderen Ausmaßen geschaffen wurde. Jedenfalls sollten im Dom zu Speyer die Könige und Kaiser kollektiv als Führungselite des Reichs vergegenwärtigt werden, und so wurde der Dom in dieser Phase zu einem Erinnerungsort des römisch-deutschen Königtums und Kaisertums.

Dann folgte Heinrich IV., der König, der im Investiturstreit den Kampf gegen den neuen Anspruch der Reformkirche aufnahm. Als ihm durch den Papst die Stellvertreterschaft des himmlischen Königs auf Erden abgesprochen werden sollte, war das gesamte System der theokratischen Legitimation seines Königtums bedroht. Auch der Dom zu Speyer geriet im Hinblick auf seine bisherige Funktion in Gefahr. Heinrich IV. wehrte sich dagegen, indem er von 1080 an der heiligen Maria in Speyer – der „*Königin des Himmels*“ und „*Königin aller Heiligen*“ – nicht nur umfangreiche Geschenke machte, sondern den Dom noch größer und noch prächtiger bauen ließ. Damit versuchte er, seine Königs- und Kaiserkirche demonstrativ gegen das Konzept der Reformpäpste zu stellen. Der Dom zu Speyer wurde jetzt gleichsam zu einem Kampfsymbol. Die neue Kirche, die nun entstand, nennt man in der Forschung den Bau II. Es ist der Dom, der dann die Jahrhunderte überdauert hat und den wir heute noch bewundern.

Die Ausgestaltung dieses Domes gilt bis heute als unübertroffen. Der Bau Heinrichs III. hatte noch eine Flachdecke. Jetzt, im Bau II, wurden die Wände des Mittelschiffs in bemerkenswerter Weise verändert: Von den

Pfeilern steigen Blendarkaden hoch. Sie beziehen die Fenster des Obergadens mit ein und verleihen in doppelter Stufung dem Langhaus eine einzigartige rhythmische Strukturierung. Jeweils zwei Joche wurden zum sogenannten gebundenen System zusammengefasst und mit einem Kreuzgratgewölbe überhöht. Die komplette Einwölbung der Kirchenschiffe – und zwar auch der Seitenschiffe – in dieser Dimension war neu und sensationell.

Von außen gesehen entstand ein harmonisch wirkender Bau mit zwei Dreiturmgruppen. Zum ersten Mal kam außerdem eine Zwerggalerie zur Anwendung, die den gesamten Bau umläuft und den gewaltigen Maßen des Domes den Eindruck einer gewissen Leichtigkeit verleiht. Um 1106, beim Tod Heinrichs IV., war dieser Wunderbau weitgehend vollendet. Um 1090 schrieb der Autor der Vita Bischof Bennos von Osnabrück: *„Damals war die Zeit, da die Stadt Speyer am Rhein durch den frommen Eifer der Kaiser, die dort ruhen, zu neuem kraftvollem Leben erblühte (...). Dorthin strömten die Kleriker aus allen Teilen des Reiches in Scharen zusammen, denn die eifrige Sorge des Kaisers (...) hatte hier auch dem Studium der Wissenschaften zur höchsten Blüte verholfen.“* Vom Kaiserhof in Byzanz wurde noch eine goldene Altartafel gestiftet, *„neuartig in ihrer künstlerischen Ausführung und durch ihr Goldgewicht bestaunenswert“*, wie die Vita Heinrichs IV. (S. 12) betont. Kunst, Gold und Wissenschaft wurden



Der Dom zu Speyer

im Dom zu Speyer zusammengeführt, der zur Stätte des Andenkens der salischen Kaiser wurde. Sie haben sich, so könnte man hinzufügen, dieses Andenken geradezu erzwungen. Erinnerung und kollektives Gedächtnis entstehen in der Regel, so lautet meine These, aus den Impulsen und in der Weiterentwicklung einer außergewöhnlichen Zielsetzung, die schon zu Beginn einem Ort Einzigartigkeit, Dauerhaftigkeit und ungewöhnliche Bedeutung verschafft. Genau das trifft jedenfalls auf den Speyerer Dom zu.

Das schließt freilich nicht aus, dass sich die Funktion eines Erinnerungsortes verändern konnte, ja verändern musste. Auch der Dom zu Speyer musste sich neuen Zeiten anpassen. Schon der letzte Salierherrscher, Heinrich V., der 1106 die Regierung übernahm, reduzierte die Investitionen in die salische Kirche ganz erheblich. Dies ging sogar so weit, dass die Domkanoniker von Speyer ihn vorwurfsvoll daran erinnern mussten, wie es früher war, und dass er doch nicht vergessen dürfe, dass seine Väter und Vorfäter im Dom bestattet seien (Philipp Jaffé, *Monumenta Bambergensia* [Bibl. rer. Germ. 5], Berlin 1869, Nr. 176, S. 308–310). Aber Heinrich V. musste sich mit neuen Entwicklungen in seinem Reich beschäftigen. In den aufsteigenden Kommunen und ihren Bürgern sah er einen immer wichtigeren Partner für das Königtum. Zwar spielte die Kirche auch weiterhin eine wichtige Rolle, aber sein eigenes Königtum führte er auf die Wahl durch die Fürsten zurück. Damit akzeptierte er auch, dass er nicht mehr der Stellvertreter des himmlischen Königs auf Erden sei, sondern nur mehr im Hinblick auf die weltliche Regierung einen Vorrang beanspruchen könne. Im Übrigen forderten die Fürsten, vor allem die geistlichen Fürsten, von ihm, dass er dem Papst Gehorsam zu leisten habe. Auch ein Kaiserdom, in dem die heilige Maria die Verbindung zum himmlischen König herstellte, half da nichts mehr.

Wie sich die Dinge veränderten, zeigt sich gut an der Urkunde, die Heinrich V. im Jahre 1111 für die Bürger von Speyer ausstellte (MGH DH V. Nr. 90). Darin werden den Speyerern außerordentliche Rechte zugesichert, vor allem erhebliche Erleichterungen für den Handel durch die Befreiung von Zöllen und Abgaben an wichtigen Handelsorten. Noch angenehmer dürfte für die Bürger die Bestimmung gewesen sein, dass für sie fortan der Buteil wegfallen würde, denn das war nichts anderes als die Erbschaftssteuer. Die Bürger ihrerseits sollten dafür die Erinnerung an die Salier, also das Gedenken an die Salierkaiser, hochhalten und durch bestimmte Handlungen und fromme Gaben an die Armen pflegen. Die Erinnerungshoheit – so könnte man sagen – ging vom Klerus an die Bürger über, zumindest bis zu einem gewissen Grad, denn den Domklerus konnte man natürlich nicht ausschalten.